

## Achtes Kapitel

### Eine Schrift-Geliebte: Felice Bauer (1912–1913)

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

#### **Wie ein Dienstmädchen**

Mit einer vielfach beschriebenen Urszene beginnt die bedeutsamste und zugleich traurigste Liebesgeschichte in Kafkas Leben. Ihr Arrangement ist alltäglich, ihre Dramaturgie mutet zufällig an. Im Hintergrund steht, so gleich symptomatisch, die Literatur: sie bildet Panorama und Kulisse eines prägnanten Moments, der sich später zum biographischen Mythos verdichten wird. Am Dienstag, dem 13. August 1912 betritt Kafka gegen 21 Uhr, eine Stunde später als verabredet, die Wohnung der Brods im Obergeschoß des stilvollen Eckhauses in der Schallengasse 1. Der stets nervöse Freund, der den Vertragsabschluß mit Rowohlt in die Wege leitete, hat ihn gedrängt, an diesem Abend die endgültige Anordnung der Manuskripte für die *Betrachtung* festzulegen, die am folgenden Tag nach Leipzig geschickt werden sollen. Kafka fühlt sich unbehaglich, weil er den letzten Schritt zur Veröffentlichung, der eine verbindliche Fixierung bedeutet, fürchtet. Den gesamten Monat über bewegt er sich in einer tranceähnlichen Stimmung aus Lethargie und Träumerei, die ihn daran hindert, die Urlaubszeit seines Chefs zu konzentrierter literarischer Arbeit zu nutzen (T II 80). Als er bei Brods ankommt, wirkt er unaufmerksam und zugleich angespannt.

Rasch jedoch werden seine Lebensgeister durch eine fremde junge Frau geweckt, die vollkommen selbstverständlich am großen Eßzimmertisch sitzt. Trotz ihres bürgerlichen Habitus wirkt sie auf ihn, so hält das Tagebuch fest, «wie ein Dienstmädchen» (T II 79): eine Beobachtung, die bei Kafka eine deutlich erotische Komponente enthält. Der Gast ist die aus Berlin stammende 24jährige Felice Bauer, eine entfernte Verwandte der Familie; Brods jüngere Schwester Sophie hatte sich im Juni 1911 mit Felices Breslauer Cousin, dem Geschäftsmann Max Friedmann verheiratet. Im Tagebuch porträtiert Kafka die Besucherin eine Woche später aus vorsätzlichem Abstand, mit derselben sezierenden Schärfe wie fünf Jahre zuvor Hedwig Weiler: «Knochiges leeres Gesicht, das seine Leere offen trug. Freier Hals. Überworfene Bluse. Sah ganz häuslich angezogen aus, trotzdem sie es, wie sich später zeigte, gar nicht war. (...) Fast zerbrochene Nase. Blondes, etwas steifes, reizloses Haar, starkes Kinn. Während ich mich setzte, sah ich sie zum erstenmal genauer an, als ich saß, hatte ich schon ein unerschütterliches Urteil.» (T II 79) Die Beschreibung dringt gleichsam unter die Haut, um die anatomischen Hintergründe

Felice Bauer, um 1914

der Physiognomie zu erfassen.<sup>1</sup> Ähnlich wie im Fall Hedwig Weilers ist sie von dem Willen getragen, durch das Heranrücken der imaginären Kamera innere Distanz zum Objekt der Betrachtung zu schaffen. Die Zuneigung, die Kafka im Moment der ersten Begegnung empfunden zu haben scheint, soll in einem kalten Bild eingefroren werden. «Ich entfremde mich ihr», so weiß das Tagebuch, «ein wenig dadurch, daß ich ihr so nahe an den Leib gehe.» (T II 79)



Wer ist diese junge Frau, die Kafka derart nachhaltig irritiert, daß er beim abendlichen «Ordnen» seiner Manuskripte unter ihrem «Einfluß» zu stehen glaubt? (Br I 166) Felice Bauer lebt noch bei ihren Eltern und ist seit mehreren Jahren als Vertriebsbeauftragte mit Prokura bei der Berliner Grammophonfirma Carl Lindström A.G. beschäftigt: eine erfolgreiche Angestellte, moderne Westjüdin mit zionistischer Orientierung. In Prag macht sie Zwischenstation auf der Reise nach Budapest, wo sie für zwei Wochen ihre verheiratete ältere Schwester besuchen möchte. Sie liebt das Theater, die Operette und die Revue, liest in unerhörtem Tempo – zumeist bis spät in die Nacht – zeitgenössische Novellen und Romane, ohne im eigentlichen Sinn ästhetisch gebildet zu sein.<sup>2</sup> Daß sie die beiden jungen Autoren an diesem Abend mit ihren literarischen Kenntnissen beeindrucken möchte, ist offenkundig. Selbstsicher und neugierig, mit einer merkwürdigen Mischung aus Unbefangenheit und Distanzlosigkeit, beteiligt sie sich am Gespräch. Brod und Kafka, die über die Anordnung der Prosatexte nachdenken möchten, kommen kaum zum ungestörten Arbeiten.

Der Abend des 13. August 1912 nimmt einen turbulenten Verlauf. Das Gespräch, an dem sich auch Brods Eltern und der jüngere Bruder Otto beteiligen, kreist zunächst um das aktuelle Augustheft der Monatsschrift *Palästina*, das Kafka mitgebracht hat. Das Journal gibt Anlaß, über die Reize und Herausforderungen einer Palästinareise zu sprechen. Man betrachtet Werbephographien der Firma *Österreichischer Lloyd*, die exotische Motive aus dem fernen Land zeigen. Der sonst so zurückhaltende Kafka überredet Felice Bauer, ohne Rücksicht auf Konventionen in die ausgestreckte Hand zu versprechen, gemeinsam mit ihm eine Palästina-tour zu unternehmen. Nur wenig später flüstert er den Brods zu, die junge Frau gefalle ihm «zum Seufzen»: eine von ihm nachträglich als «blödsinnig» bezeichnete Bemerkung, die jedoch seine an diesem Abend ungewöhnlich animierte Stimmung sehr treffend charakterisiert (Br I 291).

Zu fortgerückter Stunde tritt, wie sich Kafka später erinnert, «eine große Zerstreuung der Gesellschaft» ein: «Frau Brod duselte auf dem Kanapee, Herr Brod machte sich beim Bücherkasten zu schaffen, Otto kämpfte mit dem Ofenschirm» (das Pochen gegen die Abdeckung des Ofens war ein ritualisiertes Zeichen, das den Hausfreund Kafka, der seine Besuche bis tief in die Nacht auszudehnen pflegte, daran erinnern sollte, daß die Zeit der Bettruhe gekommen war) (Br I 195). Trotz der fortgeschrittenen Zeit erlahmt das Gespräch mit dem Gast jedoch nicht. Man diskutiert über jiddisches Jargontheater, Tanz und Operette; Kafka, der, durchaus ungewöhnlich, die Unterhaltung selbst vorantreibt, nutzt die Gelegenheit, sich als Kenner der Berliner Bühnenlandschaft auszuweisen. In raschem Tempo wechseln die Themen: Goethe wird von der jungen Frau mit einem banalen Zitat – «er bleibt ein König auch in Unterhosen» – gerühmt («das einzige», was Kafka an diesem Abend an ihr mißfällt; Br I 195); man spricht über das Berliner Revuetheater und tauscht Lektüreindrücke aus, die sich schließlich auch auf Brods *Schloß Nornepygge* beziehen. Die Besucherin hat den umfangreichen Roman, wie sie gesteht, im Gegensatz zum *Arnold Beer* nicht zu Ende gelesen, kann jedoch der vorübergehend indignierten Familie des Autors versichern, daß es ihr lediglich an Zeit, nicht an Interesse gefehlt habe. Im übrigen erfährt man, daß sie durch ihre Pflichten außerordentlich eingespannt ist, weil sie nach ihren Bürostunden an den Abenden Auftragsarbeiten erledigt und wissenschaftliche Manuskripte in die Maschine überträgt – was ihr «Vergnügen» bereitet, wie sie gesteht, und Kafka dazu veranlaßt, vor Überraschung mit der Hand auf den Tisch zu schlagen. Daß die Nebentätigkeit auch durch ein finanzielles Familiendilemma erzwungen wird, ahnt an diesem Abend bei Brods niemand (Br I 194f.).

Spät in der Nacht bricht Felice Bauer, die am folgenden Morgen mit dem Frühzug nach Budapest reisen möchte, in ihr Hotel auf. Die junge Frau logiert im noblen Haus *Zum blauen Stern*, dem teuersten und besten Quartier, das Prag zu dieser Zeit zu bieten hat. Es liegt am Graben neben der Hyberner Gasse gegenüber vom Pulverturm, knapp 15 Gehminuten von der Schallengasse entfernt.<sup>3</sup> Während der Abschiedszeremonie erbittet sich Kafka flüsternd von Brods Mutter Felice Bauers Berliner Adresse, die er mit Bleistift auf seinem Exemplar der *Palästina* notiert. Gemeinsam mit Adolf Brod begleitet er dann den Gast durch die nach den Regenfällen des Tages kühle nächtliche Stadt. Plötzlich hat ihn der Esprit, mit dem er das Gespräch bei Brods betrieb, verlassen. Er schweigt, wirkt unkonzentriert und versteckt sich, wie gewohnt, in seinen Kopfwelten. Während Felice Bauer ihn nach seiner Prager Anschrift fragt, träumt er davon, sie am nächsten Tag vor ihrer Abfahrt mit Blumen am Bahnhof zu begrüßen – ein Plan, den er jedoch rasch fallen läßt. Vor dem *Blauen Stern* schiebt er sich voller «Befangenheit»

in denselben Abschnitt der Drehtür wie sie und stößt dabei an ihre «Füße». In der Halle nimmt man Abschied voneinander, formelhaft und doch freundlich (Br I 192ff.). Es dauert sieben Monate und elf Tage, ehe Kafka Felice wiedersieht. Dazwischen liegt ihre Neuschöpfung durch den Autor Kafka, der in dieser Zeit 195 Briefe an sie schickt: die Geburt einer Felice Bauer, die mit ihm allein im Medium der Schrift kommunizieren darf.

### **Briefverkehr zwischen Prag und Berlin**

Das über fünf Jahre sich erstreckende Drama der Korrespondenz wird eröffnet durch den Auftritt des Anstifters. Am 20. September 1912, fünfeinhalb Wochen nach der Begegnung bei Brods, schickt Kafka Felice Bauer den ersten Brief, den er am Nachmittag auf der Büroschreibmaschine verfaßt. Er beginnt mit einer Formel, die nicht allein der Höflichkeit geschuldet scheint, sondern auch dem Anspruch, sich im Leben der jungen Frau festzusetzen: «Für den leicht möglichen Fall, daß Sie sich meiner auch im geringsten nicht mehr erinnern könnten, stelle ich mich noch einmal vor (...)» (Br I 170). Der äußere Anknüpfungspunkt ist die Palästinatour, die man am 12. August in Prag verabredet hat. Felice scheint freundlich und detailliert geantwortet zu haben, auch wenn Kafkas erster Brief nur ein vager Schattenriß war, der die Situation des Schreibers genauer beleuchtete als das Gesprächsangebot, das er unterbreitete. Der Reiseplan muß freilich aufgegeben werden, weil Felices besorgte Eltern Einwände erheben. Am 28. September folgt ein zweiter, mehrere Seiten umfassender Brief, in dem Kafka vor sich selbst warnt: «Was für Launen halten mich, Fräulein! Ein Regen von Nervositäten geht ununterbrochen auf mich herunter. Was ich jetzt will, will ich nächstens nicht.» (Br I 174)

Angesichts dieser Selbsteinschätzung, die das gegenüber Hedwig Weiler benutzte Bild vom Boxer, der nicht boxt, wiederholt, zögert Felice Bauer mit einer weiteren Antwort. Erst Anfang Oktober 1912 schickt sie einen Brief nach Prag, der jedoch verloren geht. Mit Hilfe diplomatischer Interventionen durch Max Brod und seine Schwester Sophie Friedmann, die der besorgte Kafka als Boten und Mittler einsetzt, wird der profane Grund für das vermeintliche Schweigen der Berliner Korrespondenzpartnerin ausgeforscht. Die Möglichkeit eines technischen Fehlers bei der Zustellung hatte Kafka zunächst nicht erwogen: «Ja gehen denn Briefe», fragt er Sophie Friedmann, nachdem sie ihn von der Panne informiert hat, «überhaupt verloren, außer in der unsicheren Erwartung dessen, der keine andere Erklärung findet?» (Br I 183) Das kleine Intermezzo verweist auf jene Stockungen des Nachrichtenverkehrs, wie sie knapp zehn Jahre später der *Schloß*-Roman als Merkmal einer labyrinthischen Verwaltung schildern wird. Dort erläutert der Amtsvorsteher dem verunsicherten K. über die

Hintergründe seiner (vermeintlichen) Berufung zum Landvermesser in trauriger Ironie: «Es ist ein Arbeitsgrundsatz der Behörde, daß mit Fehlermöglichkeiten überhaupt nicht gerechnet wird.» (S 81f.)

Um jegliches Mißverständnis zu beseitigen, schickt Felice Bauer in der vorletzten Oktoberwoche einen erklärenden Brief, dem sie eine getrocknete Blume hinzufügt. Ende des Monats kommt so das erschöpfte Briefgespräch nach seinem ersten «Stolpern» (Br I 186) mit rasch steigender Frequenz wieder in Gang. Kafkas Replik ist enthusiastisch: «Und wenn alle meine drei Direktoren um meinen Tisch herumstehen und mir in die Feder schauen sollten, muß ich Ihnen gleich antworten, denn Ihr Brief kommt auf mich herunter, wie aus Wolken, zu denen man drei Wochen umsonst aufgeschaut hat.» (Br I 185) Felice Bauer kann sich dem Drängen aus Prag fortan nicht mehr entziehen. Sie erwidert Kafkas Briefe, die sie mit Fragen nach ihrem Alltagsleben überhäufen, zügig: zuerst pflichtbewußt, wie es ihre preußische Erziehung verlangt, dann gründlich, offen und bald freundschaftlich. Felice Bauers Schrift freilich ist für uns erloschen; Kafka hat ihre Briefe vermutlich kurz nach der endgültigen Trennung 1917 verbrannt.

«Das Wichtige an Felice war», so bemerkt Elias Canetti 1969, «daß es sie gab, daß sie nicht erfunden war und daß sie so, wie sie war, nicht von Kafka zu erfinden wäre.»<sup>4</sup> Diese Einschätzung täuscht, denn sie verfehlt die besondere Struktur der uns überlieferten Briefe. Kafkas Schreiben galten nur in sehr eingeschränktem Maße einer wirklichen Person aus Fleisch und Blut. Tatsächlich bezogen sie sich auf ein Traumbild, das seine Vorstellungskraft eronnen hatte. Zwar existierten Reste der Erinnerung an Felice Bauer, die er pedantisch festzuhalten suchte, doch besaßen sie einzig den Charakter von Versatzstücken, welche die Depots der Einbildung füllen konnten. Die genau profilierte Realität der Briefpartnerin stand für ihn außer Frage, aber sie machte bloß ein Ferment innerhalb des Haushalts der Imagination aus, den Kafka bewirtschaftete. Unter dem Gesetz der Phantasie, die das Wirklichkeitsmaterial zu eigenen Zwecken umgestaltete, wuchs Felice Bauer zu einer Person, die ähnlich fiktive Züge trug wie jenes Fräulein Bürstner des *Proceß*-Romans, dem sie später ihre Initialen lieh.

Kafkas Briefe entwerfen mit dem Ich, *von* dem sie sprechen, auch sogleich das Du, *zu* dem sie sprechen. Weil die Erfindung aber Anschauungsstoff benötigt, fordert Kafka von seiner Briefpartnerin genaue Einblicke in ihre Lebensumstände. Kindheit, Schule, Alltag, die Arbeit, das Verhältnis zu den Familienmitgliedern und Kolleginnen, Essens- und Schlafensgewohnheiten, Lektüre, Theaterbesuche, Krankheiten und Wetter: nichts ist ihm gleichgültig. Die Leser seiner Briefe gewinnen über die Spiegelungen, welche die aus Berlin übermittelten Details finden, exakte Erkenntnisse über die heute verstummte Briefpartnerin. Zug um Zug entsteht so ein biographisches Mo-

saik, dessen Splitter sich langsam zusammensetzen: Felice Bauer kam am 18. November 1887 im oberschlesischen Neustadt zur Welt. Ihr Vater Carl Bauer, ein gebürtiger Wiener, hatte sich 1899 in Berlin als Versicherungsagent etabliert und betreute Firmen in Norddeutschland und Skandinavien. Die Mutter, Anna Bauer, war sieben Jahre älter als ihr Mann; sie entstammte einem kleinbürgerlichen Milieu und war mit acht Geschwistern ohne größere materielle Freiheiten in Berlin aufgewachsen. Von ihr scheint die Tochter den preußischen Habitus und einen eisernen Willen geerbt zu haben; er schloß die Bereitschaft ein, seelischen Schmerz zu verschweigen und private Katastrophen allein zu durchleiden.

Felice hatte drei Schwestern, von denen die 1886 geborene Erna, die als Sekretärin in Sebnitz bei Dresden arbeitete, ihr besonders nahe stand. Die vier Jahre ältere Elisabeth lebte, nicht sonderlich glücklich, in Budapest; sie hatte 1911 den Ungarn Bernát Braun geheiratet und 1912 eine Tochter zur Welt gebracht. Die 1892 geborene Schwester Toni wohnte wie Felice noch bei den Eltern; sie galt als Sorgenkind, war offenbar phlegmatisch, selbstbezogen und launisch; ihr Desinteresse an Literatur kommentiert Kafka später mit der Bemerkung: «Liest ein zwanzigjähriges Mädchen mit Entschiedenheit gar nichts, finde ich nichts Böses daran, halbes Lesen ist ärger» (Br I 307). Der einzige Sohn der Familie, der 1884 geborene Ferdinand, war Kaufmann und im Herbst 1912 in einer Wäschefirma tätig. Er galt als äußerst charmant, war aber notorisch unzuverlässig und verschwenderisch, was bald zu dramatischen Konsequenzen führen sollte. Unter den Geschwistern ragte Felice offenkundig durch Ehrgeiz und Tatkraft heraus, die ihr beruflichen Erfolg bescherten. Frühzeitig durfte sie in ihrer Firma geschäftliche Verantwortung übernehmen, verfügte über einen kleineren Stab von Mitarbeiterinnen, reiste regelmäßig auf Messen und bezog ein passables Gehalt. Wenn sie dennoch nach Büroschluß, der sich zumeist bis zum späten Abend verzögerte, in den Nachtstunden Schreibebeiten für Publizisten und Wissenschaftler erledigte, so verweist das darauf, daß Carl Bauer nur dürftige Einkünfte bezog, die die Familie kaum ernährten. Im Herbst 1912 wurde Felices Alltag von unaufhörlicher Arbeit regiert; die Briefe, die sie Kafka schrieb, entstanden im Bett, zu später Stunde, oftmals unter dem Einfluß psychischer und physischer Erschöpfung.

Nicht sämtliche, aber die meisten der hier angeführten Details hat Kafka durch Felice Bauers Briefe erfahren. Die Grundlinien ihrer Familiengeschichte, die häusliche Konstellation, die Beziehungen zwischen den Geschwistern und ihre Aufgaben im Büro sind ihm nach wenigen Wochen vertraut. Die dunklen Seiten, von denen später noch zu sprechen ist, verschweigt ihm Felice freilich; die Streitigkeiten zwischen den Eltern, die Untreue des Vaters, die uneheliche Schwangerschaft der älteren Schwester, die

geschäftlichen Betrügereien ihres Bruders bleiben ihr Geheimnis. Zu den innersten Zonen dringt auch Kafka nicht vor, obgleich er die Kunstmittel seines Schreibens mit raffinierter Geschicklichkeit einsetzt. An solchen Punkten war Felice Bauer, wie er bald spüren wird, von einer unverrückbaren Diskretion, die, wenn die Familienehre auf dem Spiel stand, auch die Bereitschaft zur Lüge einschloß.<sup>5</sup>

Wo Felice nur zögerlich Auskunft gab, half gelegentlich die Spionage. Bereits Ende Oktober 1912 beauftragt Kafka den in Berlin gastierenden Jizchak Löwy damit, ihm einen brieflichen Bericht über die Berliner Immanuelkirchstraße zu liefern, in der Felice mit ihrer Familie wohnt (zum 1. April 1913 wird sie in ein geräumigeres Domizil im bürgerlichen Charlottenburg umziehen). Löwy kannte sich in dieser Straße gut aus, lag doch hier die Druckerei, in der seine Schauspieltruppe ihre Plakate produzieren ließ (Br I 210). Er schickt unverzüglich eine ebenso präzise wie anrührende Beschreibung, die Kafka Anfang November 1912 in einem Brief an Felice im Originalwortlaut mit ihrer haarsträubenden Orthographie wiedergibt: «Von Alexander Platz zieht sich eine lange, nicht belebte Straße, Prenzloer Straße, Prenzloer Allee. Welche hat viele Seitengäßchen. Eins von diese Gässchen ist das Immanuel. Kirchstraß. Still, abgelegen, weit von dem immer roschenden Berlin. Das Gäßchen beginnt mit eine gewenliche Kirche. Wi sa wi steht das Haus Nr. 37 ganz schmall und hoch. Das Gäßchen ist auch ganz schmall. Wenn ich dort bin, ist immer ruhig, still, und ich frage, ist das noch Berlin?» (Br I 213)

Seit dem 31. Oktober 1912 wechselt man zwischen Prag und der Reichshauptstadt täglich einen Brief. Kafkas Schreiben sind fordernd, pedantisch, werbend, charmant, selbstquälerisch, hektisch und geduldig zugleich. Ein wildes Gebräu der Emotionen beglaubigt, daß ihn ein «Regen von Nervositäten» beherrscht. Mehrfach beschließt er, weil er Felices Antworten falsch gedeutet hat, den Kontakt abzubrechen. Mitte November sorgt erst die Intervention des nach Berlin gefahrenen Max Brod für die Aufklärung eines Mißverständnisses (offenkundig hatte Felices Bemerkung, Kafka sei unzufrieden und seiner selbst nicht sicher, schwere Irritationen bei ihm ausgelöst; Br I 220). So gehorcht die Dramaturgie der Korrespondenz frühzeitig dem Rhythmus von Kafkas literarischem Arbeiten, das zwischen ekstatischem Schwung und gehemmttem Stocken schwankt. Die Briefanrede steigert sich, gegen die strengen Konventionen der Zeit, innerhalb weniger Wochen, in einer feinsinnigen Dramaturgie der Formeln von «Verehrtes Fräulein», «Gnädiges Fräulein» über «Liebes Fräulein Felice» und «Liebstes Fräulein» bis zu «Liebste». In der Nacht des 11. November 1912, fünfzig Tage nach dem Beginn der Korrespondenz, tritt ein ekstatisches «Du» plötzlich, ohne Ankündigung, an die Stelle des «Sie»: es «gleitet wie auf Schlittschuhen, in der

Lücke zwischen zwei Briefen kann es verschwunden sein» (Br I 231). Ab Mitte November steigert Kafka die Intensität seines Schreibens; ein erster Brief entsteht nachmittags, ein zweiter nach der nächtlichen Arbeit. Die literarische Tätigkeit, die am Abend beginnt, wird so von der Korrespondenz mit Felice gerahmt. Es ist, wie noch zu erzählen bleibt, eine Zeit außerordentlicher schriftstellerischer Produktivität.

In seinem Büro hat Kafka ein kompliziertes Abfangsystem eronnen, das es ihm erlauben soll, Felices Antworten, die während der Wochentage an die Versicherungsanstalt geschickt werden, ohne Zeitverlust zu erhalten. Ein Bürodienst, der Leiter des Postversands und eine Aushilfsbeamtin haben Anweisung, ihm Briefe aus Berlin unverzüglich auszuhändigen (Br I 235f.). Erst Mitte November ändert Kafka die Organisation der Korrespondenz, weil ihm das bisherige Verfahren zu umständlich erscheint. Felice schickt jetzt ihre Briefe nicht mehr an sein Büro, sondern an die Privatwohnung in der Niklasstraße. Das führt zwar dazu, daß Kafka ihre Schreiben ab dem frühen Nachmittag rascher als zuvor erhält, birgt jedoch auch Risiken. Schon Mitte des Monats liest Kafkas Mutter unerlaubterweise einen Brief Felices, der sich in seinem nach der Rückkehr aus dem Büro im Zimmer aufgehängten Jackett befindet (in Berlin wird Anna Bauer wenige Wochen später mit derselben Unbefangenheit ein ganzes Konvolut der aus Prag eingegangenen Briefe unter die Lupe nehmen). Die neugierige Julie Kafka schreibt nur einen Tag später selbst an die ihr unbekanntere Berlinerin. Als Motiv gibt sie an, daß sie sich für ihre Indiskretion entschuldigen wolle – ein rhetorischer Trick, der auch von Kafka selbst hätte stammen können (Br I 555f.). Felice ist so irritiert, daß sie zunächst Max Brod einschaltet, der Kafka am 21. November vom Verhalten seiner Mutter informiert. Zwar muß er Brod geloben, die Sache nicht allzu schwer zu nehmen, doch kommt es noch am selben Abend zu «einem fast gänzlich unbeherrschten Ausbruch» gegenüber der Mutter. Die erregte Emotion, die sich hier Bahn bricht, bezeichnet Kafka als erstes wahres Gefühl, das er nach Jahren kühler Freundlichkeit inmitten seiner Familie geäußert habe (Br I 254).

Zwischen Ende Oktober und Ende Dezember 1912 schickt Kafka Felice Bauer knapp 90 Briefe. Nicht selten werden sie «express» aufgegeben, zuweilen als Einschreiben («rekommandiert»), gelegentlich von Telegrammen begleitet, die nach ausbleibender Post fragen. Der Briefverkehr selbst gerät zum zentralen Gegenstand von Kafkas Schreiben. Die Unpünktlichkeit der Zustellung, sich überschneidende Sendungen und – als Gipfel möglicher Katastrophen – der Briefverlust bilden ständigen Anlaß zur ausführlichen Klage: «Liebste es gehn, es gehn Briefe verloren, oder ich leide an Verfolgungswahnsinn (...)» (Br II 285). Ende November 1912 unterstreicht Kafka solche Paranoia ironisch, indem er die fünf Bogen seines ausführlichen Sonntags-

briefs in gesonderten Umschlägen verschickt, um zu gewährleisten, daß zumindest einer von ihnen sein Ziel erreicht (Br II 263). In manchen Fällen befassen sich seine Briefe einzig mit dem Risiko, welches das Absenden bedeutet, da es die Gefahr des Textverlusts einschließt: «Schrecklich ist es, daß unsere Korrespondenz sich so durch Katastrophen weitertreibt.» (Br I 251) Der Brief gerät zu einem Medium, das sich selbst beobachtet. Kafkas Träume beglaubigen das, denn auch sie sprechen seit dem Winter 1912 immer wieder von der zirkulären Logik des Schreibverkehrs: von der Sehnsucht nach Briefen (Br I 241), der Beschleunigung des Nachrichtenstroms (Br I 308f.), der Furcht vor Zustellungsfehlern der Post (F 714).

Kafkas Informationsbedürfnis ist grenzenlos, jedoch bleibt es auf den Schriftverkehr beschränkt. Wenn er genaue Berichte über Felices Leben verlangt, so heißt das nicht, daß er diese Bereiche mit eigenen Sinnen erfahren möchte. Bedingung seiner Neugier ist die Konzentration auf die Sprache, die sich in den Zeichen der Schrift wie eine stetige Anspannung auf das ferne Ziel der Aussage ausbildet.<sup>6</sup> Die Ordnung der Schrift ist für Kafka mit der Form vergleichbar, die er Felice verliehen hat, weil beide in ähnlicher Weise Abwesenheit und Nähe bezeichnen; sie repräsentieren die Erwartung einer Erfüllung, die nie eintritt, und gewähren derart eine zweifelhafte Präsenz des Vorläufigen, Unerreichbaren. Über solche Präsenz sagt Kafka selbst: «Wir peitschen einander mit diesen häufigen Briefen. Gegenwart wird ja dadurch nicht erzeugt, aber ein Zwitter zwischen Gegenwart und Entfernung, der unerträglich ist.» (Br II 279)

Der Brief erschafft eine eigene Wirklichkeit, läßt jedoch das Bewußtsein aufsteigen, daß noch etwas anderes jenseits der Schrift existiert. So verwandelt Kafka Felice in jene «Sphinx ohne Geheimnis», die Oscar Wilde hinter den Frauenbildern der Jahrhundertwende entdeckte.<sup>7</sup> Die Aura, die er ihr im Wortsinn zuschreibt, verliert sich in dem Moment, da sie selbst spricht. Ihr handfester Pragmatismus, ihre bürgerlichen Kunstideale, ihr triviales Literaturverständnis, ihr spießiger Geschmack, ihr Vergnügen an Revuen, Bällen, Schmuck und Schokolade durchkreuzen Kafkas Phantasiebilder. Als sie ihm rät, er solle seine Pflichten im Büro und in der Fabrik ernster nehmen, die Nächte zum Schlafen nutzen und – mit einer symptomatischen Wendung – beim Schreiben «Maß und Ziel» verfolgen, reagiert er daher ungewöhnlich energisch, indem er ihr solche Formulierungen höflich, aber entschieden untersagt (Br I 213). Wenn die Sphinx zeigt, daß sie kein Geheimnis birgt, sondern die Banalität des Konventionellen verkörpert, muß sie zum Schweigen verpflichtet werden.

Umgekehrt mag auch Felice Bauer bisweilen den Eindruck gewonnen haben, als paßten Wirklichkeit und Einbildung nicht mehr zusammen. Der charmante junge Mann, der mit ihr über den Zionismus stritt, Reisepläne

schmiedete, Tatkraft und Entschlossenheit ausstrahlte, verwandelt sich nach dem ersten Werben in einen von Skepsis zerfressenen Pessimisten, der sich permanent selbst anklagt und sein bisheriges Leben lustlos als ‚gescheitert‘ bilanziert. Zionistische Themen, die Felice außerordentlich beschäftigen (sie lernt zu dieser Zeit Hebräisch), schneidet er in seinen Briefen nicht mehr an.<sup>8</sup> Ihre Fragen nach seiner Bürotätigkeit beantwortet er ausweichend, meist nur unter Hinweis auf die völlige Bedeutungslosigkeit dessen, was er leiste. Sogar die Bemerkungen über die literarische Arbeit, die er in seine Briefe einfließen läßt, bleiben sparsam und knapp. Da er fast nichts veröffentlicht hat, bleibt ihr Bild vom Autor Kafka gänzlich unscharf (die *Betrachtung* scheint sie Mitte Dezember 1912 ratlos aufgenommen zu haben). Eine annähernde Vorstellung von den ungeheuren Erzählprojekten, die er in den Winternächten 1912/13 wälzt, hat Felice kaum gewonnen. Vor allem aber sind es seine scharfen Attacken gegen das eigene Ich, die sie verwirren müssen. Die unaufhörliche Selbstverkleinerung, die er wütend betreibt, paßt schwerlich zu dem konventionellen Männerbild, mit dem sie aufgewachsen ist. Daß sie die Korrespondenz trotz solcher irritierenden Eindrücke fortsetzt, hat zwei Gründe: sie findet Kafka attraktiv (was sie ihm gegenüber auch durch vorsichtig eingesetzte Komplimente bekräftigt); und sie kann sich der Magie seiner rhetorischen Kunst mit ihren überraschenden Bildern, dem musikalischen Periodenbau, dem Gleiten der Töne nicht entziehen.

Kafkas Briefwechsel mit Felice setzt in jener Lebensphase ein, da er sich der Singularität seiner Junggesellen-Rolle, welche die Texte der *Betrachtung* noch spielerisch durchleuchteten, klar bewußt wird. Max Brod steht kurz vor der Eheschließung mit Elsa Taussig, plant den Umzug in eine größere Wohnung und gibt sich bürgerlich-saturiert. Die Schwester Elli hat am 8. November 1912 ihr zweites Kind – die Tochter Gerti – geboren; einen Monat zuvor verlobte sich Valli mit Josef Pollak, einem böhmischen Juden aus dem ländlichen Český Brod (wobei wiederum die Anbahnung durch ein Heiratsinstitut vorausgegangen war). Selbst Ottla befindet sich auf dem Weg in eine feste Bindung; 1911 hat sie den zwei Jahre älteren Tschechen Josef David kennengelernt, einen katholischen Jurastudenten aus ärmsten Verhältnissen, der sich mit Tatkraft und Willensstärke bald eine feste Position im bürgerlichen Erwerbsleben erkämpfen wird; die Ehe schließen beide erst im Sommer 1920, jedoch sind sie zu diesem Zeitpunkt längst ein Paar. Der Verlust der Schwestern schmerzt Kafka, denn nur im Verhältnis zu ihnen kann er als Liebender agieren, ohne den Part des Sohnes preiszugeben. Gegenüber anderen Frauen ist ihm diese Koinzidenz nicht erlaubt, weil die erotische Beziehung hier von ihm verlangt, daß er seine Identität als Sohn auslöscht.

In den Briefen an Felice übernimmt Kafka verschiedene Rollen, die einander auf paradoxe Weise widersprechen: er präsentiert sich als notorischer

Jungeselle und als Werbender, als Charmeur und als Mißvergnügter, als Sohn und als erwachsener Mann. Der Wunsch, ein «Mädchen» durch den intellektuellen Eros der «Schrift» an sich zu binden, den Kafka im Juli 1912 gegenüber Max Brod im Blick auf den Weimarer Flirt mit Margarethe Kirchner formuliert, erzeugt ein kaleidoskopisches Spiel mit Identitäten, die einzig in einem imaginären Raum existieren (Br I 160).<sup>9</sup> Der Brief ist das Medium, das den Liebenden und die Geliebte zuallererst hervorbringt; nur im Schreiben kann Kafka Felice, die er erotisch kaum attraktiv findet, begehren.<sup>10</sup> Das Moment des Authentischen löst sich in der Sprache der Briefe auf, indem es seinerseits zu einem Bestandteil der Kommunikation wird. Die Leitdifferenz, die zwischen «wahr» und «falsch» eine deutliche Grenze zieht, ist, wie Niklas Luhmann gezeigt hat, für die Liebesauffassungen der Moderne nicht mehr zuständig.<sup>11</sup> Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts organisiert sich der soziale Austausch der Liebenden verstärkt im Medium der Schrift.<sup>12</sup> Entscheidend ist hier, daß die Verständigung in einer Tonlage abläuft, die individuelle Nuancierungen erlaubt. Eine «falsche» Liebesneigung, die rhetorische Mittel nutzt, um «Wahrheit» nur zu suggerieren, kann in diesem Kommunikationssystem nicht vorkommen. Die Liebe, von der im Brief gesprochen wird, ist allein in den Ordnungen der Schrift aufgehoben. Die radikale Offenheit, die Kafka Felice gegenüber seit dem Beginn ihrer Korrespondenz ohne jede Verstellung praktiziert, bahnt daher nicht den Weg ins Arkanum seiner letzten Geheimnisse, sondern bleibt nur ein Element aus dem Register dieser Schrift. Der tägliche Brief erschließt nichts und erklärt nichts, denn er steht für sich selbst, ohne auf eine tiefere Wahrheit zu verweisen. Das Schreiben bildet keinen Ersatz, ist vielmehr die einzige Form, in der Kafka Felices Anwesenheit erträgt. So wird der Brief zu einer «Passage» im Sinne Walter Benjamins: zu einem Übergang zwischen Orten, die nicht dauerhaft verbunden werden können, weil sie keine Einheit bilden.<sup>13</sup>

Das Nachdenken über die paradoxe Logik des Briefschreibens führt immer wieder zu Formulierungen, die mit sexuellen Bedeutungsnuancen gesättigt sind. Am 23. November 1912 bemerkt Kafka, er wolle sich in seinem nächsten Brief über den einzigen «schwarzen Punkt», der ihn verdüstere, «ordentlich» vor ihr «ergießen» und sie solle «die Hände im Schoos die große Bescherung ansehen.» (Br I 256) Der «schwarze Punkt» wird dann am folgenden Tag durch ein Gedicht des chinesischen Dichters Yan-Tsen-Tsai (1716–1797) dokumentiert, das Kafka aus der 1905 veröffentlichten Anthologie Hans Heilmanns kannte. Es beschreibt einen Gelehrten, der über seiner Arbeit «die Stunde des Zubettgehens vergessen» hat und durch seine «schöne Freundin» daran erinnert werden muß, daß es «spät» ist. (Br I 259) Das scheint eine Urszene für Kafka zu sein, die er Felice vorführt, um anzudeuten, was sie von ihm erwarten kann. Er, der sich in Briefen «ergießt», fin-

det seine nächtliche Lusterfüllung beim Schreiben, nicht im Beischlaf: «Ich bin noch knapp gesund für mich, aber nicht mehr zur Ehe und schon gar nicht zur Vaterschaft.» (Br II 227)

Hier spricht wieder der Sohn, dessen Identität durch die Figur des Aufschubs erzeugt wird, wie sie der *Proceß*-Roman später als Mittel der «Verschleppung» des Rechtsverfahrens anführt (P 160ff.). Jacques Derrida hat in ihr ein wesentliches Strukturelement der Psychoanalyse Freuds erkannt: das Zeichen des niemals schließbaren Abstands zwischen Wunsch und Erfüllung, Ursprung und Präsenz, Subjekt und Objekt.<sup>14</sup> Kafka bedient sich dieser Figur des Aufschubs, indem er sie als Mittel zur Verzögerung der «Präsenz» – der Bindung und Vaterschaft – einsetzt. Wenn er Felice räumlich auf Distanz hält, kann er der werbende Sohn bleiben, ohne belangt zu werden. Diese Konstruktion bildet den fragilen Rechtsgrund, auf dem sich die gesamte Korrespondenz entwickelt. Für die «Vaterschaft» reicht die – hier in einem rein psychischen Sinn gemeinte – Gesundheit nicht aus, weil sie die Identität des Sohnes zerstört.

Das Gegenstück zum Motiv des Sich-Ergießens bleibt der Topos des Blutsaugers, der die Lebensfülle der Geliebten nutzt, um sich selbst neue Energien zuzuführen. Das von Deleuze und Guattari aufgebrachte, oft wiederholte Bild des Vampirs Kafka, der die Vitalität Felices aus ihren Briefen trinkt, um «Kraft zum Schaffen» zu gewinnen, ist jedoch problematisch, weil es dem Repertoire seiner eigenen Argumentationsformen entstammt und daher das Element einer rhetorischen Strategie darstellt.<sup>15</sup> Wenn er am 22. Juni 1913 betont, er «saugt» sein Leben aus ihren Briefen (Br I 215), so ist das ein Kunstgriff, der wiederum darauf abzielt, den Bannkreis des Schreibens zu befestigen. Das wahre Leben, besagt die Formulierung, haust nur in den Räumen des Imaginären, welche die Schrift aufzeichnet. Zur Logik der Fiktion, die Kafkas Briefe regiert, gehören die Identitätsentwürfe, die er sich selbst und Felice zuweist. Ihnen entsprechend ist er schwach und schuldig, während die Berliner Freundin kräftig und schuldlos erscheint. Nicht der Vampir, der der Frau die Lebensenergie raubt, sondern der Pygmalion, der sie neu schafft, steht im Mittelpunkt seiner Briefe.

Die rhetorische Maschinerie scheint frühzeitig ausgebildet und läuft während des Winters 1912/13 mit geringfügigen Variationen ab. Kafka klagt sich an, indem er behauptet, Felice mit seinen launisch-egoistischen Briefen zu peinigen, rückt sie anschließend in die Rolle der Richterin («urteilen» solle sie, so heißt es häufig), weist ihr aber zugleich den Status der Anwältin zu, die ihn selbst zu verteidigen hat. «Mein Leben liebe ich für Dich», schreibt er am 2. Dezember 1912, «aber das Quälen kann ich nicht lassen.» (Br I 292) In diesem ungemütlichen Dreieck von Selbstanklage, Projektion und Rechtfertigung findet der Briefstil Kafkas seine spezifische Ordnung. Daß Felice hier

unterzugehen droht, liegt auf der Hand. Mit ihrem praktischen, auf klare Oppositionen fixierten Verstand kann sie seine Advokatenrede nicht erfassen. Wenn sie im Herbst und Winter 1912/13 immer wieder von neurasthenischen Beschwerden – Weinanfällen, Kopfschmerzen – heimgesucht wird, so ist das auch die Folge des psychischen Drucks, den Kafka durch sein Wechselspiel der Launen auf sie ausübt. Hinzu kommt eine höchst spannungsgeladene familiäre Situation, in deren Schatten sich ein bürgerliches Drama abspielt, von dem der Wortmagier in Prag nichts ahnt.

Felices um ein Jahr ältere Schwester Erna war in Dresden eine Liaison mit einem offenbar verheirateten Mann eingegangen und im Sommer 1912 schwanger geworden. Mit großer Mühe gelang es Felice, diesen Umstand der Familie gegenüber zu verheimlichen. Im Februar 1913 siedelte die Schwester, durch Felice tatkräftig unterstützt, nach Hannover über, wo sie am 30. April 1913 von einer Tochter entbunden wurde (Br II 420). Das Kind, das den Namen Eva erhielt, wuchs bei Pflegeeltern auf und kam erst 1917 zu seiner Mutter, die inzwischen in Berlin geheiratet hatte.<sup>16</sup> Im Streit um die Unterhaltszahlungen, die der fest gebundene Geliebte verweigerte, suchte Felice die Schwester zu beraten, indem sie Textstellen aus Briefen sammelte, in denen er seine Vaterschaft indirekt eingestand (HKKA Br II 744). Kafka selbst war über die prekäre Situation der Schwester nicht informiert. Zwar sprach Felice im Februar 1913 von einem «Unglück», das sie sogar dazu zwingt, die Eltern zu «belügen», jedoch beließ sie es bei Andeutungen (Br II 110f.). Den Zweck der Dresdner Reise, die sie Ende Februar unternahm, um den Wohnungswechsel der Schwester zu organisieren, verschleierte sie ihm gegenüber (Br II 104). Die bürgerliche Ordnung mußte um jeden Preis nach außen gewahrt und durch beharrliches Verschweigen des «Fehltritts» verteidigt werden. Zur Logik von Felices Vertuschungsmanövern gehörte es übrigens auch, daß sie Kafka niemals von den Eheproblemen ihrer Eltern berichtete. Der Vater hatte zwischen 1901 und 1904 mit seiner Geliebten zusammengelebt und war erst nach deren Tod in die Familienwohnung zurückgekehrt, um den äußeren Anschein einer intakten häuslichen Existenz zu wahren. Das Verhältnis der Eltern wurde von massiven Spannungen regiert, die den Alltag oftmals zur Qual machten; Kafka hat auch von diesem dunklen Fleck in der Familienlandschaft nichts gewußt.

In den Prager Nächten spielen ohnehin nicht die realen, sondern die erdachten Familiendesaster die entscheidende Rolle. Die großen Texte, die im Herbst 1912 entstehen – *Der Verschollene*, *Das Urteil* und *Die Verwandlung* – behandeln Ereignisse, die aus dem Bodensatz jener bürgerlichen Konflikte aufsteigen, von denen Felice zur selben Zeit beherrscht wird. Die Katastrophen, die sie beschreiben – uneheliche Schwangerschaft, Auswanderung, Selbstmord, gesellschaftliche Ächtung –, siedeln sich jedoch jenseits der so-

zialen Wirklichkeit inmitten einer archetypischen Seelenlandschaft an, die Kafka in diesen Herbsttagen mit einer Souveränität auszuleuchten lernt, wie er sie vorher noch nicht an den Tag gelegt hatte. So sind die Briefe an Felice stets auch Kommentare zu den Texten, die während des Winters 1912/13 wachsen. Als im Frühjahr 1913 das literarische Schreiben versiegt, nimmt zugleich die Frequenz der Berliner Korrespondenz ab: der Eros bleibt an die Literatur gebunden, die ihm erst Existenz und Sinn verschafft.

Die Liebe vermag sich für Kafka nur in den Ordnungen der Sprache zu entfalten, jenseits der Enge der Wirklichkeit. Der Briefwechsel mit Felice vermittelt ihm daher dieselbe Erfahrung, die auch die literarische Arbeit offenbart: sein Ich ist gefesselt an die Schrift, ohne die es dauerhaft wie ein dunkler Schatten wirken muß, leer und eigenschaftslos. Derrida bemerkt über diesen Zusammenhang: «Schreiben heißt wissen, daß das, was noch nicht im Schriftzeichen erzeugt ist, keine andere Bleibe hat (...)».<sup>17</sup> Kafkas spätere Texte handeln von der Sehnsucht, den Körper, der seine Heimat verlor, in der Schrift zu vergegenwärtigen und das Wort wieder Fleisch werden zu lassen.<sup>18</sup> Erst das Schreiben schafft das Subjekt und seine Beziehungen zur Welt: die «Ansicht des Lebens», wie es 1920 im Tagebuch heißt (T III 179).